

Gunter Senft

Ethnolinguistik

1. Was ist Ethnolinguistik?
2. Zielsetzung und zentrale Untersuchungsfragen
3. Sprache, Kultur und Kognition
4. Warum sollten Ethnologen auch Ethnolinguisten sein, und wie können sie das werden?
5. Einführende Literatur

“The capacity humans have to build up local cultural traditions, to create symbolically constituted conceptions of reality and transmit them across generations, depends centrally on language. Language is the essence of our humanity.”

Roger Keesing (1981: 76)

1. Was ist Ethnolinguistik?

1997 publizierte William Foley seine Monographie *Anthropological Linguistics* und Alessandro Duranti veröffentlichte sein Lehrbuch *Linguistic Anthropology*. Mit dem Erscheinen dieser beiden Standardwerke war die Interdisziplin, die Sprachwissenschaft und Ethnologie verbindet und die von Malinowski (1920: 69) und anderen als Ethnolinguistik bezeichnet wurde, endgültig in den Sozialwissenschaften etabliert. Foley definiert anthropologische Linguistik als

„...that sub-field of linguistics which is concerned with the place of language in its wider social and cultural context, its role in forging and sustaining cultural practices and social structures... Anthropological linguistics views language through the prism of the core anthropological concept, culture, and, as such, seeks to uncover the *meaning* behind the use, misuse or non-use of language, its different forms, registers and styles. It is an interpretative discipline, peeling away at language to find cultural understandings.“ (Foley 1997: 3)

Durantis (1997: 2) Definition lautet einfach: „...linguistic anthropology [is] ... *the study of language as a cultural resource and speaking as a cultural practice.*“ Offenbar sind sich anthropologische Linguisten und linguistische Anthropologen in der Definition ihrer Interdisziplin generell einig, auch wenn sie in ihrem jeweiligen Selbstverständnis durchaus unterschiedliche Schwerpunkte setzen mögen. Deshalb benutze ich hier die Bezeichnungen *anthropologische Linguistik*, *linguistische Anthropologie* und *Ethnolinguistik* als Synonyme.

Obwohl der Ethnolinguistik offensichtlich erst jetzt in der Linguistik und in der Völkerkunde der Rang zukommt, der ihr gebührt, kann sie doch auf eine relativ lange Geschichte zurückblicken. Schon für Johann Gottfried Herder, Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schleiermacher ist es selbstverständlich, dass sich in der Sprache die der Sprachgemeinschaft gemeinsame Kultur spiegelt, und dass man Kultur nicht ohne Rückgriff auf Sprache und Sprache nicht ohne Rückgriff auf Kultur adäquat untersuchen und beschreiben kann. Bronislaw Malinowski und Franz Boas greifen diese Erkenntnis dann Anfang des letzten Jahrhunderts erneut auf und schaffen die Voraussetzungen für die Begründung der Ethnolinguistik als eigene Subdisziplin. Das wachsende Interesse an Soziolinguistik und linguistischer Pragmatik innerhalb der Linguistik sowie die kognitive Wende in der Linguistik und in der Ethnologie mit der Begründung der kognitiven Anthropologie und dem wiedererwachten Interesse an den Hypothesen von Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf zum Verhältnis von Sprechen und Denken waren dann entscheidend dafür, daß diese Interdisziplin in den letzten Jahren ihre längstverdiente Beachtung gefunden hat. Im Folgenden werde ich kurz noch einmal die Zielsetzung der Ethnolinguistik zusammenfassen und einige ihrer zentralen Untersuchungsfragen anführen.

2. Zielsetzung und zentrale Untersuchungsfragen

Ziel anthropologisch-linguistischer Forschung ist zu beschreiben, wie die Kultur einer zu untersuchenden Gruppe ihren Niederschlag in deren Sprache findet, welche Aspekte dieser Kultur wie sprachlich kodiert sind, wie diese Aspekte tradiert werden und wie Sprache nicht nur dabei, sondern insgesamt selbst als konstitutiver Faktor auf die Kultur ihrer Sprecher wirkt bzw. zurückwirkt. Es gilt vor allem herauszufinden, welche Bedeutungen verschiedene sprachliche Praktiken im Kontext von weitgefassteren kulturellen Praktiken einer Ethnie haben (vgl. Foley 1997: 5).

Um dieses Ziel erreichen zu können, müssen Ethnolinguisten Antworten auf Fragen wie die folgenden geben können:

- Wie ordnen und klassifizieren Sprecher einer Sprache ihre Welt?
- Wie wird durch Sprache dieser Welt Bedeutung gegeben, und wie schlägt sich diese Bedeutung wieder in Sprache nieder?
- Wie erwerben Kinder diese Sprache – und was erwerben sie dabei und damit auch an kulturellem Wissen?
- Was ist bei diesem Erwerb von Sprache und Kultur möglicherweise angeboren und universal – und was kultur- und sprachspezifisch?
- Lassen Sprachen Rückschlüsse auf Problemlösungsstrategien ihrer Sprecher zu?
- Welche Rolle spielt die Sprache im sozialen Kontext?
- Über welche sprachlichen Mittel (wie zum Beispiel Routinen, Genres, Phraseologismen, Dialekte, Register oder andere Varietäten) verfügen die Sprecher einer Sprache und wann, wie und mit welchen Absichten werden diese Mittel von den Sprechern in sozialer Interaktion eingesetzt?
- Gibt es dabei geschlechtsspezifische, statusmarkierende und situationsabhängige Unterschiede und wie werden die zum Ausdruck gebracht?
- Gibt es besondere sprachliche Mittel, die Höflichkeit markieren?
- Gibt es Sprachtabus?
- Welche Formen der Kommunikation sind wie ritualisiert?
- Welche Textsorten konstituieren Sprecher einer Sprache und wie führen sie Diskurse?
- Gibt es sprachlich tradierte kulturelle Skripten?
- Wie sieht das Verhältnis von Sprachwandel und Kulturwandel aus – vor allem in Situationen des Sprach- und Kulturkontakts?
- Welche Auswirkungen hat Sprach-Standardisierung und Schriftlichkeit auf die Sprecher einer Sprache und auf ihre Kultur?

Diese Zielsetzung und der hier aufgeführte, recht anspruchsvolle – und bei weitem nicht vollständige – Fragenkatalog implizieren natürlich ein bestimmtes Verständnis des Zusammenhangs von Sprache, Kultur und Kognition.

3. Sprache, Kultur und Kognition

Obwohl man in manchen Bereichen der ethnologischen Forschung durchaus mit vollem Recht behaupten kann: „actions speak louder than words“ (Wassmann 1993), so gilt doch für die überwiegende Mehrheit ethnologischer Erkenntnisinteressen, dass erst die Sprache der zu untersuchenden Ethnie den Ethnologen ein für ihre Forschungen angemessenes und ausreichendes Spektrum an Einsichten ermöglicht. Und manches Wissen wird überhaupt erst durch und über die Sprache zugänglich. Ich will das im Folgenden an

einigen Beispielen – besonders aus meinem eigenen Forschungsbereich – näher ausführen. Vorher aber zunächst noch einmal etwas Grundsätzliches zum Verständnis davon, wie in der Ethnolinguistik der Zusammenhang von Sprache, Kultur und Kognition gesehen wird.

Auch wenn einige Soziologen eine *soziale Konstruktion der Wirklichkeit* (Berger und Luckmann 1966) postuliert haben, so halten manche Linguisten es für angemessener, eigentlich von einer *linguistic construction of reality* (Grace 1987) zu reden, denn mit der Sprache verfügen Menschen über das Mittel, oder in Durantis Formulierung, über die *kulturelle Resource*, die ihnen die soziale Konstruktion ihrer Wirklichkeit überhaupt erst möglich macht. Mit der Sprache konstruieren sie aber nicht nur diese für sie spezifische soziale Wirklichkeit, sondern sie erhalten sie auch mithilfe der Sprache, und sie geben die Konstruktion ihrer Wirklichkeit auch sprachlich an andere Mitglieder ihrer Sprachgemeinschaft und an nachfolgende Generationen weiter. Menschen werden in diesem Paradigma also als soziale Wesen gesehen, die erst mithilfe der Sprache enkulturiert werden. Von daher ist es nur allzu verständlich, wenn Linguisten wie George Grace postulieren, dass man nur dann verstehen kann, wie eine Sprachgemeinschaft ihre soziale Realität konstruiert (hat), wenn man weiß, wie ihre Sprache aussieht und funktioniert. Entscheidend ist dabei – wie Bill Foley betont – zum einen, wie mithilfe von Sprache bestimmten Phänomenen des menschlichen Lebens und der menschlichen Erfahrung Bedeutung zugewiesen wird und wie dadurch spezifische kulturelle Traditionen begründet und zu gemeinsamem Wissen werden, und zum anderen, welche Bedeutung eine Sprachgemeinschaft dem Gebrauch, dem Missbrauch und dem Nicht-Gebrauch ihrer Sprache in ihren jeweils verschiedenen regionalen, stilistischen, gruppenspezifischen und anderen Varietäten zuerkennt, und wie sie in der sprachlichen Interaktion ihre spezifische kulturelle Praxis dynamisch um- und neugestalten kann. Die Interrelation von Sprache, Kultur und Kognition in diesem Paradigma ist evident! Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Sprache ermöglicht den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, sie schafft damit eine bestimmte kulturelle Tradition, enkodiert gemeinsames Wissen, und ermöglicht die Tradierung dieser *Kultur*, dieses gemeinsamen Wissens, dieser gemeinsam konstruierten sozialen Wirklichkeit. Da diese Prozesse dynamisch ablaufen, sind sie offen für Neuerungen und Änderungen in der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit, im gemeinsamen Wissen und in den aufgrund dieses Wissens entwickelten gemeinsamen Problemlösungsstrategien und natürlich auch in der gemeinsamen Sprache.

Wie Ethnologen diesen anthropologisch-linguistischen Ansatz nutzen sollten, um adäquater eine von ihnen zu untersuchende Ethnie und Aspekte ihrer Kultur beschreiben zu können, als ihnen das ohne Rückgriff auf eben diesen ethnolinguistischen Ansatz möglich ist, will ich im Folgenden an einigen Beispielen illustrieren.

Es ist schon fast ein Gemeinplatz, zumindest scheint es absolut trivial, wenn man darauf hinweist, dass das Lexikon, also das Vokabular einer Sprache, das reflektiert, was ihren Sprechern wichtig ist. Dabei sollte man allerdings vorsichtig sein und nicht Mythen erliegen, wie zum Beispiel der vielzitierten Behauptung, die „Eskimo“ – genauer: die Inuit – hätten etwa 200 Wörter für Schnee! Wie Geoffrey Pullum (1991: 167) angemerkt hat, sind in C. W. Schultz-Lorentzens 1927 erschienenem *Dictionary of the West Greenlandic Eskimo Language* nur zwei Einträge verzeichnet – *qanik* mit der Bedeutung „Schnee in der Luft“ und *aput* mit der Bedeutung „Schnee am Boden“. Wenn man aber feststellt, dass die Trobriander 20 verschiedene Begriffe haben, um auf Yams im Allgemeinen und auf verschiedene Varietäten von Yams im Besonderen zu verweisen, dann deutet das doch darauf hin, daß diese Knollen im Leben dieser Korallengärtner eine besondere Rolle zukommt – und es ist in der Tat auch kein Zufall, daß Bronislaw Malinowski 1935 zu diesem Thema zwei umfangreiche Bücher veröffentlicht hat – die übrigens unter anderem auch Ethnolinguistik vom Feinsten präsentieren!

Die relativ simple Beobachtung, dass im Lexikon von Sprachen einiger australischer Aborigines – wie zum Beispiel den Sprechern des Guugu Yimithirr in Queensland – zwar Ausdrücke für „rechts“ und „links“ und „vorne“ und „hinten“ vorhanden sind, dass diese Ausdrücke aber in aller Regel nicht zum räumlichen Verweisen benutzt werden, kann der Ausgangspunkt für ein relativ großes ethnolinguistisches Forschungsprojekt werden. Sprecher dieser Sprache benutzen ein räumliches System, das nicht egozentrisch, sondern *absolut* ist, indem es auf ein System von Wortstämmen, das vier Ausdrücke umfasst, zurückgreift, deren Bedeutung mehr oder weniger mit den englischen Bezeichnungen für die Richtungen des Kompasses übereinstimmen (Haviland 1979: 74 vgl. auch 1993). Anstelle von „Gib mir bitte die Tasse zu Deiner Linken“ muss man in diesem System – natürlich immer abhängig von der jeweiligen realen Situation – beispielsweise sagen: „Gib mir bitte die nördliche Tasse.“ Die Forschungsgruppe kognitive Anthropologie (seit 1998 eigenständige Abteilung für *Sprache und Kognition* am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik) hat im Rahmen ihrer Feldforschungen weitere solche Systeme gefunden und mit anderen Konzeptualisierungen und Formen des räumlichen Verweizens verglichen. Ausgehend von genauen linguistischen Analysen solcher verschiedener Systeme des sprachlichen Raumverweises konnten Hypothesen zum Problemlösungsverhalten in nicht-sprachlichen Bereichen aufgestellt und tatsächlich auch mithilfe von verschiedenen nicht-sprachlichen, Experiment-ähnlichen Tests verifiziert werden.

Diese Tests sollten zeigen, ob man aufgrund der Tatsache, dass die Sprecher einer Sprache eher ein absolutes oder eher ein egozentrisches System benutzen, auf von diesen Systemen beeinflusste Strategien beim Lösen nicht-sprachlicher Probleme schließen kann. Mit ihrer Hilfe sollte überprüft wer-

den, wie räumliche Konfigurationen im Gedächtnis in Hinsicht auf Erinnerung- und Erkenntnisvermögen sowie im Hinblick auf transitive Inferenz gespeichert und zur Lösung verschiedener Aufgaben abgerufen werden. Der Aufbau der Tests folgte dem folgenden Prinzip: Ein Informant sieht an Tisch A beispielsweise einen Pfeil, der von ihm aus gesehen nach rechts zeigt. Er wird um 180° gedreht und zu Tisch B geführt. Dort soll er den Pfeil so hinlegen, dass er an Tisch B dasselbe sehen wird wie das, was er vorher auf Tisch A gesehen hat. Hat sich der Informant die Ausrichtung des Pfeils auf Tisch A im Rückgriff auf ein egozentrisches System räumlicher Kodierung gemerkt, dann wird er den Pfeil so hinlegen, dass der an Tisch B von ihm aus gesehen ebenfalls nach rechts zeigt – dabei ist natürlich die Tatsache, daß der Informant sich inzwischen an seinem Standort vor Tisch B um 180° gedreht hat, von entscheidender Bedeutung. Benutzt der Informant aber ein absolutes System räumlicher Kodierung, dann hat er sich gemerkt, dass der Pfeil auf Tisch A zum Beispiel nach Norden gezeigt hat – und er wird dann unabhängig von der Tatsache, dass er sich an seinem zweiten Standort vor Tisch B um 180° gedreht hat, den Pfeil so hinlegen, dass der ebenfalls nach Norden zeigt.

Die Hypothesen, die auf der Basis der elizitierten linguistischen Daten zum nicht-sprachlichen Verhalten der Sprecher der untersuchten Sprachen im Bereich Raum und Kognition aufgestellt wurden, konnten durch die zum nicht-sprachlichen kognitiven Verhalten der Sprecher dieser Sprachen erhobenen Daten verifiziert werden. Sprachen scheinen also – vielleicht auch im Zusammenhang mit weiteren kulturellen Phänomenen – in der Tat die Wahl und die Art der konzeptuellen Parameter zu beeinflussen, die ihre Sprecher benutzen, um ein nicht-sprachliches Problem innerhalb der Domäne „Raum“ zu lösen und um bestimmte räumliche Konfigurationen zu memorieren und um sie im Langzeitgedächtnis zu repräsentieren (vgl. Levinson 1996; Pederson et al.: 1998; Senft: 2001).

Auf bestehende Interdependenzen zwischen sprachlichem System zur Raumreferenz einerseits und nicht-sprachlichem Verhalten andererseits weisen auch Beobachtungen zur Gestik von Sprechern der von uns untersuchten Sprachen hin. Bei den Sprechern des Guugu Yimithirr filmte John Haviland 1980 einen Mann, der erzählte, wie er einmal Schiffbruch erlitten hatte. 1982 filmte Stephen Levinson zufällig denselben Mann beim Erzählen derselben Geschichte. 1980 saß der Erzähler so, dass er nach Westen blickte; 1982 blickte er nach Norden. Trotz dieses Unterschiedes bewahrte der Erzähler mit seinen Gesten genau die absoluten (Himmels-) Richtungen, in denen sich die geschilderten Ereignisse abspielten. Bei der Beschreibung, wie das Boot kenterte, zeigten seine Gesten 1980, dass das Boot weg von der Vorderseite seines Körpers, also nach Westen hin umschlug; 1982 orientierte er seine Geste bei der Beschreibung des Schiffbruchs so, dass das Boot hin zu seiner linken Seite – und damit also wiederum nach Westen – umschlug (vgl. Haviland: 1993).

Solche Beobachtungen legen den Schluss nahe, dass Sprecher von Sprachen mit absoluten Systemen zur verbalen Raumreferenz Ereignisse so, wie sie tatsächlich orientiert und ausgerichtet waren, im Gedächtnis speichern und so auch wieder erinnern. Beim Abrufen dieser Gesten scheinen dann die Sprecher dieser Sprachen bei der Produktion der von ihnen in absoluter Orientierung realisierten Gesten auch ihre augenblickliche Lokalisierung und Orientierung miteinzubeziehen und zu verrechnen.

Solche Beobachtungen verdeutlichen, dass in Sprachgemeinschaften mit absoluten Systemen zum räumlichen Verweis den Konzepten *Orientierung* und *Lokalisierung* ein großer kultureller Stellenwert zuerkannt wird – eine weitreichende Erkenntnis für jede ethnographische Beschreibung solcher Ethnien!

Aber nicht nur das Lexikon, sondern auch die Grammatik bietet Ethnolinguisten hervorragende Anhaltspunkte für linguistisch-anthropologische Forschungen. Einen ersten Ansatz zum Verständnis über die Rolle, die eine Ethnie dem Individuum und der Gruppierung von Individuen zuerkennt, liefert so zum Beispiel eine Analyse des in dieser Sprachgemeinschaft benutzten Systems von Personalpronomina. Es gibt viele Sprachen, die neben der 1., 2. und 3. Person im Singular und im Plural („ich, du, er/sie/es, wir, ihr, sie“) auch einen inklusiven und exklusiven Dual (wir beide (inklusiv) = ich als Sprecher und Du als Angesprochener / wir beide (exklusiv) = ich als Sprecher und jemand anderer – aber nicht Du als Angesprochener) und einer inklusiven und exklusiven 1. Person Plural (wir (inklusiv) = wir alle, ich als Sprecher und Ihr als Angesprochene / wir (exklusiv) = wir, aber nicht Ihr als Angesprochene) haben. Eine solche Sprache ist zum Beispiel das Kilivila, die austronesische Sprache der Trobriand-Insulaner (Senft 1986). Andere Sprachen (vgl. Lynch 1998), wie zum Beispiel das auf der Insel New Britain in Papua-Neuguinea gesprochene Tolai, unterscheiden Personen nicht nur nach Singular, Dual und Plural – sie haben auch noch eine Trial-Form (die dann impliziert, dass der Plural immer auf mehr als drei Personen verweist), und wieder andere Sprachen, wie zum Beispiel das auf Vanuatu gesprochene Paamese, unterscheiden Personen neben Singular und Dual auch nach einem Paucal (sie – einige wenige) und nach dem Plural (sie – viele). Ausgehend von solchen Beobachtungen im sprachlichen Bereich können Ethnologen nun mithilfe ihrer traditionellen Feldforschungsmethoden – also durch teilnehmende Beobachtung und Interview – überprüfen, ob sich diese Ausdifferenzierungen im System der Personalpronomina in der von ihnen untersuchten Sprachgemeinschaft auch im Sozialgefüge dieser Ethnie niederschlagen – zum Beispiel im Hinblick auf das Verständnis von Gruppenmitgliedschaft und auf die Markierung von Außenseitern. Wenn eine Sprachgemeinschaft etwas formal in ihrer Sprache markiert, dann hat das in aller Regel seine Gründe – und die sind gerade im hier angegebenen Beispiel zentral für jedes ethnologische Forschungsinteresse.

Ein ähnlicher Ansatz für linguistisch-anthropologische Forschung zur Konzeption von Eigentum und Besitz in einer Ethnie bietet die Analyse der sprachlichen Mittel, die diese Sprachgemeinschaft nutzt, um auf diese Konzepte zu verweisen. Dass ein solcher ethnolinguistischer Ansatz gerade auch für Ethnologen nützlich ist, geht aus der folgenden Beobachtung des Entwicklungspsychologen Werner Deutsch klar hervor, die er im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zum Kinderspracherwerb gemacht hat:

„Bekanntlich gibt es in allen natürlichen Sprachen lexikalische und syntaktische Mittel, um Besitzrelationen und ihre Veränderungen ausdrücken zu können. Die Aneignung einer bestimmten Sprache bedeutet damit auch, daß man sich die Konzepte über Besitz und Eigentum aneignet, die in diesem sprachlichen System niedergelegt sind.“ (Deutsch 1984: 265f.)

Auch wenn diese Beobachtung, wie gesagt, nur für den Erstspracherwerb zutrifft, so weist sie doch die Richtung für die ethnolinguistische Analyse der Possessionsmarkierung in der Sprache einer zu untersuchenden Ethnie. Viele ozeanische Sprachen zum Beispiel unterscheiden zwischen Besitz, den der Besitzer kontrollieren kann, der also *indirekt* oder *alienabel* ist, und Besitz, den der Besitzer nicht kontrollieren kann, der also *direkt* oder *inalienabel* ist. Auch das Kilivila macht eine solche Unterscheidung in seinem System von Possessivpronomina. In dieser Sprache finden wir vier verschiedene Paradigmen von Possessivpronomina, die zum Teil als eigenständige Pronomina und zum Teil als pronominale Affixe realisiert werden. Eine Serie verweist nur auf den Besitz an Speisen und Essbarem; die anderen drei drücken verschiedene Grade von Besitz aus. Eines dieser Possessivpronomina-Paradigmen markiert inalienablen Besitz – diese Pronomina werden zum Beispiel zum Verweis auf (manche, erstaunlicherweise nicht alle) Körperteile und zum Verweis auf Verwandte benutzt (vgl. Senft: 1998). Die beiden anderen Paradigmen markieren alienablen Besitz von Nicht-Essbarem (Senft 1986: 47–54). Mit diesem System können Sprecher des Kilivila sehr feine Unterschiede bei ihren Besitzmarkierungen oder Besitzansprüchen machen. So können sie mit diesen Possessivpronomina-Paradigmen bei Fragen zum Beispiel ausdrücken, ob sie etwas für sich selbst, für ihren eigenen Gebrauch haben möchten, oder ob sie etwas für jemanden anderen erbitten, haben möchten oder aufbewahren wollen. Die etwas direkteren, intimeren Besitz ausdrückenden Formen der Possessivpronomina werden aber auch von Trobriandern zum Anzeigen von Respekt und aus Gründen des Taktgefühls beim Verweis auf ihre Ehepartner vermieden. Eine genaue ethnolinguistische Analyse dieses Systems bietet einen hervorragenden Einstieg zur ethnologischen Untersuchung der Konzepte und der Konzeptualisierung von Eigentum und Besitz bei den Trobriandern (vgl. Bell-Krannhals 1990, Hutchins 1980).

Als letztes Beispiel eines linguistisch-anthropologischen Einstiegs über die Analyse eines grammatischen Phänomens bei der Erforschung, wie eine Sprachgemeinschaft ihre Umwelt konzeptualisiert und kategorisiert, will ich meine Untersuchung des Systems der Klassifikationspartikeln im Kilivila anführen (vgl. Malinowski 1920, Senft 1985; 1996). In dieser Sprache werden alle Substantive aufgrund verschiedener perzeptueller Eigenschaften der Dinge, auf die sie verweisen, klassifiziert. Diese perzeptuellen Eigenschaften beziehen sich sowohl auf die Form, die Anzahl, die Gruppierung und die Funktion der so bezeichneten Dinge, als auch auf Aktivitäten und Zeitpunkte, die im Zusammenhang mit so Bezeichnetem stehen. Phänomene, die zum „allgemeinen Weltwissen“ eines Sprechers des Kilivila gehören, werden so also identifiziert, spezifiziert und modifiziert. Dieses System der nominalen Klassifikation nach semantischen Kriterien spielt bei der Wortbildung von Numeralen, Adjektiven, Demonstrativpronomina und von einer Form eines Interrogativpronomens eine entscheidende Rolle. Bis auf wenige Ausnahmen verlangen diese Wortarten eine Konkordanzmarkierung mit der Klasse des Substantivs, auf das sie sich beziehen. Die Funktion dieser Konkordanzmarkierung wird von den so genannten *Klassifikationspartikeln* übernommen, die das System der nominalen Klassifikation repräsentieren. Um dieses Prinzip der Wortbildung zu illustrieren, gebe ich das folgende Beispiel, in dem ich das Prinzip des Kilivila auf das Deutsche übertrage: Bei der Referenz auf „dieses eine schöne Mädchen“ müsste ich dann ein Klassifikationsmerkmal „weiblich“ für das Substantiv „Mädchen“ in folgender Weise bei allen drei betroffenen Wortarten anführen: „weiblich-dieses weiblich-eine weiblich-schöne Mädchen“. Das Lexem „weiblich“ wäre dann in diesem Beispiel die *Klassifikationspartikel* (KP). Im Folgenden führe ich dieses Beispiel im Kilivila (mit der für diese Sprache korrekten Wortstellung) an:

„nata vivila minana namanabweta“

na-tala vivila mi-na-na na manabweta

KP.weiblich-ein Mädchen Dem-KP.weiblich-Dem KP.weiblich-schön

„dieses eine schöne Mädchen“

Wie aus der morpheminterlinearen Transkription hervorgeht, ist „na“ die KP für „weiblich“. Für das Kilivila sind 177 solcher KPs beschrieben. Von diesen Partikeln habe ich 88 in der von mir untersuchten Sprachgemeinschaft im Hinblick auf ihre Funktion in Satz und Diskurs, ihren Erwerb, ihren Gebrauch in der aktuellen Sprachverwendung und ihre Semantik analysiert. Dabei zeigte sich deutlich, welche Kategorisierungen Kinder zuerst lernen müssen und wie ihnen das System dann ermöglicht, ihre Umwelt immer umfangreicher und genauer zu klassifizieren. Diese Ergebnisse bestätigen eine der Grunder-

kenntnisse anderer Untersuchungen zum Spracherwerb in verschiedenen Kulturen, nämlich dass das, was ein Kind sagt und wie es das sagt, sehr stark von für seine Sprachgemeinschaft wichtigen kulturellen Prozessen beeinflusst wird (vgl. Schieffelin, Ochs 1986: 183). Die KPs im Kilivila konstituieren semantische Domänen, die hierarchisch geordnet werden können, und die klare Hinweise darauf geben, welche Dinge für die Trobriander besonders wichtig sind. Und schließlich zeigt die Analyse der Partikeln im aktuellen Sprachgebrauch, wie diese Formative zum einen von Sprechern des höchstrangigen Clans (Malasi) mitbenutzt werden, um ihren Status sprachlich zu markieren und zum anderen, wie Sprecher aus Clanen mit niedrigerem Sozialstatus versuchen, dieses komplexe System zu vereinfachen und damit so umzuwandeln, dass es seine statusmarkierende Funktion verliert.

Mit dem Hinweis darauf, dass sprachliche Mittel von Sprechern auch zur Markierung von Status genutzt werden, kommen wir zu einem weiteren Punkt, der für Ethnologen und Linguisten gleichermaßen von größtem Interesse ist. Alle Sprecher einer natürlichen Sprache verfügen über verschiedene Varietäten, Register, oder Stilmittel, mit der sie ganz bestimmte Dinge wie zum Beispiel Höflichkeit, Ehrerbietung, Respekt und Formalität oder Informalität einer Situation zum Ausdruck bringen können. Die Beobachtung, wann von wem in welchen Situationen und mit welchen Absichten solche sprachlichen Mittel gebraucht werden, ermöglicht Ethnolinguisten tiefe Einsichten in die Sozialstruktur und in das Sozialgefüge einer Sprachgemeinschaft. So gibt es zu Sprachen wie zum Beispiel dem Japanischen, dem Koreanischen, dem Tonganischen oder auch zu javanischen Dialekten hervorragende Untersuchungen zu in diesen Sprachen verwendeten Varietäten, die in den ersten drei genannten Sprachen drei und in javanischen Dialekten sogar fünf verschiedene Stausebenen unterscheiden (vgl. Martin: 1964; Geertz 1968, Lynch 1998: 257, Crystal 1995: 38–47). Im Zusammenhang mit diesen verschiedenen Stausebenen markierenden Varietäten sei auch noch darauf verwiesen, dass es Sprachgemeinschaften gibt, in denen es eine spezielle Varietät für Männer – wie zum Beispiel auf der Insel Ngatik bei Pohnpei in Mikronesien und/oder eine spezielle Varietät für Frauen – wie zum Beispiel bei den Big Nambas in Vanuatu – gibt (Lynch 1998: 257). Außerdem finden sich zum Beispiel in Australien viele Sprachgemeinschaften, die geheime Varietäten kennen, die Jungen während ihrer Initiation von älteren Männern lernen (Hale 1971), und es gibt spezielle ritualisierte und auf bestimmte Kontexte wie zum Beispiel die Vorbereitung und das Essen von bestimmten Speisen im Busch beschränkte Sprachvarietäten wie zum Beispiel die so genannte Pandanus-Sprache der Kalam in Papua-Neuguinea (Pawley 1992).

Auch hier ermöglicht der ethnolinguistische Forschungsansatz, dass man solche speziellen Varietäten erkennen und untersuchen kann. Solche Untersuchungen können hervorragende Einblicke in die Konstituierung und die

Konzeptualisierung geschlechtsspezifischer Rollen liefern und zu wichtigen Erkenntnissen führen im Hinblick darauf, wie in einer Ethnie bestimmte soziale Kontexte gesellschaftlich gewichtet werden.

Zum Schluss dieser Ausführungen möchte ich noch auf einige Beispiele ethnolinguistischer Forschung verweisen, bei denen ethnologische Erkenntnis einzig und allein über Sprache erlangt werden konnte. 1982 publizierte Jürg Wassmann seine Monographie mit dem Titel *Der Gesang an den fliegenden Hund*. In dieser Arbeit dokumentiert der Autor anhand der *kirugu*-Knotenschnur der Einwohner des Dorfes Kandingei am Mittelsepik das Ordnungssystem der innerkulturellen Beziehungen der Iatmul. Die Knotenschnur „ist“ die urzeitliche Wanderung des Clangründers und der weiteren Urzeitwesen, welche die heutige Welt-Ordnung begründet, und sie trägt den Namen des Wanderkrokodils, das dem Clangründer den Weg bahnte“ (Wassmann 1982: 315). Die Knoten repräsentieren Namen der weiblichen Schöpfungs-erde, Orte und Stationen der urzeitlichen Wanderungen der jeweiligen Clangründer und Namen von Urzeitfrauen, die besondere Bedeutung für bestimmte Orte oder Männerhäuser haben. Zu jedem in dieser Knotenschnur kodifizierten Namen gehört ein Text – und diese Texte in ihrer Gesamtheit konstituieren einen Gesangszyklus. Das Verstehen der Knotenschnur ist nur möglich, wenn man die Texte und damit die dadurch kodifizierte Schöpfungsvorstellung der Iatmul kennt. Das in der Knotenschnur kodifizierte Wissen bestimmt die Landbesitzverhältnisse und das Totemsystem der verschiedenen Clangruppen und begründet verschiedene Rechte und Privilegien verschiedener Clamitglieder. Wassmanns Arbeit zeigt exemplarisch, wie ein Zeichensystem und seine rituelle Anwendung in einer bestimmten Ethnie zum Verstehen der Gesamtzusammenhänge führt, die die Kultur dieser Ethnie ausmachen.

Ein weiterer Bereich ethnologischer Forschung, der sich nur über Sprache erschließen lässt, umfasst magische und eschatologische Vorstellungen einer zu untersuchenden Ethnie. Spielt Magie für die Mitglieder einer Ethnie eine Rolle, dann erschließt sich dem Feldforscher diese Bedeutung nur über die Kenntnis dieser Textsorte und über Gespräche mit den die verschiedenen magischen Riten und Rituale praktizierenden Experten, den Besitzern dieser Formeln. Über in diesen Texten enkodierte Vorstellungen und mit dem in Gesprächen zu erhaltenden Expertenwissen der *Magier* können grundlegende Einsichten zum Verhältnis der Angehörigen einer Ethnie untereinander und ihrem Verhältnis zu Umwelt und Natur gewonnen werden (vgl. Senft 1997). Und nur über Mythen, Rituale und vor allem Rituale begleitende Formen von Kommunikation gewinnt ein Ethnologe Zugang zur Eschatologie der zu untersuchenden Gruppe. Die bereits erwähnte Arbeit von Jürg Wassmann (1982) verdeutlicht das sehr eindringlich. Ich will aber abschließend hier noch ein weiteres Beispiel dazu anführen. In seiner beeindruckenden Studie *Baloma; the Spirits of the Dead in the Trobriand Islands* (1916)

erwähnt Bronislaw Malinowski zwar die Lieder, die die Tänze während der *milamala*-Erntefeierlichkeiten begleiten, aber er gibt – was beim Meister der trobriandischen Ethnographie eigentlich selten ist – kein Beispiel für diese Lieder. Im Verlauf meiner Forschungen konnte ich bisher 127 Strophen dieser Erntefest-Lieder (*wosi milamala*) dokumentieren. Die einzelnen Lieder bestehen aus einer zwei- bis neunzeiligen Strophe, die nach Belieben der Sänger beim Vortrag wiederholt wird. Die Lieder konstituieren benannte Liedzyklen. Ordnet man nun die diesen Liedzyklen zugewiesenen Einzellieder, dann zeigt es sich, dass diese Weisen entweder Geschichten von Liebe und Tod von jetzt als Totengeistern „lebenden“ Personen erzählen oder dass sie Mitteilungen über besondere Ereignisse im Leben der Trobriander an die *baloma* darstellen. Das Besondere bei diesen Liedern ist, dass sie ein eigenständiges sprachliches Register des Kilivila, eine eigenständige Sprach-Varietät repräsentieren, die die Trobriander als *biga baloma*, als „Sprache der Totengeister“ oder als *biga tommwaya*, als „Sprache der Altvordern“ bezeichnen (Senft: 1986: 126). Es handelt sich dabei offensichtlich um eine archaische Varietät dieser austronesischen Sprache, in der dem Glauben der Trobriander gemäß zwar die Totengeister in ihrem unterirdischen Paradies bei der Insel Tuma miteinander reden, die aber nur noch von ganz wenigen älteren Leuten auf den Trobriand-Inseln verstanden wird (– und die deshalb auch entsprechend schwierig zu übersetzen ist). In der ethnolinguistischen Rekonstruktion des in dieser Sprachvarietät „erzählten“, kodifizierten Wissens erschließt sich dem Ethnolinguisten der mythisch zeitlose Sinnzusammenhang des trobriandischen Lebens und neue, von Malinowski nicht beschriebene Aspekte der von den Trobriandern kollektiv geteilten, religiös-weltanschaulichen Vorstellungen.

4. Warum sollten Ethnologen auch Ethnolinguisten sein, und wie können sie das werden?

Ich hoffe, dass die gerade angeführten Untersuchungen gezeigt haben, wie wichtig der ethnolinguistische Ansatz für jede ethnologische (und natürlich auch linguistische) Feldforschung ist. Erst mit der Sprache der zu untersuchenden Ethnie erschließen sich dem Ethnologen entscheidende Aspekte ihrer Kultur (vgl. dazu auch Fischer 2000). Um Untersuchungen wie die hier angeführten durchführen zu können, müssen sich Ethnologen neben ihren „traditionellen“ Datenerhebungsmethoden zusätzlich eine Reihe linguistischer Fertigkeiten und Fähigkeiten aneignen. Im Idealfall sollten linguistische Anthropologen natürlich genauso in der Lage sein, neben einer adäquaten Ethnographie auch eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprache der von

ihnen untersuchten Ethnie zu schreiben, wie anthropologische Linguisten in der Lage sein sollten, neben einer Grammatik und einem Wörterbuch auch eine Ethnographie der von ihnen untersuchten Sprachgemeinschaft zu erstellen. Dass dieser Idealfall echter Interdisziplinarität durchaus erreichbar ist, haben Wissenschaftler wie Roger Keesing gezeigt. Für ihn waren „ethnographies of cultural knowledge and linguistic grammars ... complementary sides of a single enterprise“ (Keesing 1979: 34).

Was aber sind die linguistischen Grundvoraussetzungen, mit denen sich Ethnologen vertraut machen müssen, wenn sie dieses Idealbild des Sozialwissenschaftlers akzeptieren und ihm nacheifern wollen? Zunächst ist es selbstverständlich, dass Ethnolinguisten – wie alle anderen Linguisten und Ethnologen eigentlich auch – natürlich die Sprache der von ihnen untersuchten Gruppe lernen und wissen müssen, wie und wozu die Sprecher ihre Sprache im Alltag in unterschiedlichen Situationen benutzen (vgl. Silverstein 1973: 193f). Um dazu in der Lage zu sein, und um dann aufgrund der eigenen Sprachkenntnisse auch die gelernte Sprache soweit wie nötig beschreiben zu können, sollten (indoeuropäische Sprachen sprechende) Ethnologen nicht nur über grammatische Grundkenntnisse in ihrer eigenen Muttersprache verfügen, sondern sich während ihres Studiums auch mit einer nicht-indoeuropäischen Sprache und deren grammatischen Besonderheiten vertraut machen. Darüber hinaus sollten sie wissen, wie man eine Grammatik und ein Wörterbuch als Nachschlagewerk und zum Spracherwerb benutzen kann und welche terminologischen Begriffe Linguisten zum Beschreiben bestimmter grammatischer Phänomene verwenden. Eine gute Einführung in die Linguistik (z. B. Lyons 1975) und in die linguistische Feldforschung (z. B. Payne 1997; Bouquiaux und Thomas 1992), das Schmökern in einer *Enzyklopädie* (wie z. B. in der, die Crystal 1995 herausgegeben hat) oder in einem guten linguistischen Handbuch (z. B. Glück 1993) schaffen dafür ausgezeichnete Voraussetzungen. Außerdem sollten Ethnologen mit dem internationalen phonetischen Alphabet vertraut sein, um vor allem Sprachen, die noch über keine Orthographie verfügen, dokumentieren zu können (vgl. dazu: International Phonetic Association 1999). Ausgestattet mit diesem linguistischen Rüstzeug können sich dann gut ausgebildete Ethnologen zunächst einmal getrost ins Feld wagen. Auf die erste Seite ihres Feldtagebuchs oder auf dem Desktop ihres PCs können sie sich dann entweder die als Vorspruch zu diesem Kapitel angeführte Erkenntnis von Keesing oder die folgende Bemerkung von Dietrich Westermann (1943: 93) schreiben:

„So wenig die Sprachforschung an der Völkerkunde vorübergehen darf, so notwendig sie sie braucht als Wegweiser und Berater, so unentbehrlich ist der Völker- und Kulturforschung die Sprache als das vornehmste Ausdrucksmittel und Gefäß jeder Kultur.“

5. Literatur

- Bell-Krannhals, Ingrid
 1990 Haben um zu geben. Eigentum und Besitz auf den Trobriand-Inseln, Papua New Guinea. Basel.
- Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas
 1966 The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge. Garden City, NY.
- Bouquiaux, Luc und Thomas, Jacqueline M. C.
 1992 Studying and Describing Unwritten Languages. Dallas.
- Crystal, David
 1995 Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache. Frankfurt a. M.
- Deutsch, Werner
 1984 Besitz und Eigentum im Spiegel der Sprechentwicklung. S. 255–276 in: Eggers, Christian, (Hg.), Bindungen und Besitzdenken beim Kleinkind. München.
- Duranti, Alessandro
 1997 Linguistic Anthropology. Cambridge.
- Fischer, Hans
 2000 Wörter und Wandel. Ethnographische Zugänge über die Sprache. Berlin.
- Foley, William A.
 1997 Anthropological Linguistics. An Introduction. Oxford.
- Geertz, Clifford
 1968 Linguistic etiquette. S. 282–295 in: Fishman, Joshua A. (Hg.), Readings in the Sociology of Language. Den Haag.
- Glück, Helmut (Hg.)
 1993 Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart.
- Grace, George W.
 1987 The Linguistic Construction of Reality. London.
- Hale, Kenneth
 1971 A note on a Walbiri Tradition of Antonymy. S. 472–482 in: Steinberg, Danny D. und Jakobovits, Leon A. (Hg.), Semantics. An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology. Cambridge.
- Haviland, John
 1979 Guugu Yimidhirr. S. 27–180 in: Dixon, Robert M. W. und Blake, B. J. (Hg.), Handbook of Australian Languages. Vol. I. Amsterdam.
 1993 Anchoring, Iconicity, and Orientation in Guugu Yimithirr Pointing Gestures. In: Journal of Linguistic Anthropology 3: 3–45.
- Hutchins, Edwin
 1980 Culture and Inference – A Trobriand Case Study. Cambridge, Mss. International Phonetic Association.

International Phonetic Association

1999 Handbook of the International Phonetic Association. A Guide to the Use of the International Phonetic Alphabet. Cambridge.

Keesing, Roger.

1979 Linguistic knowledge and cultural knowledge: some doubts and speculations. In: *American Anthropologist* 81: 14–36.

1981 *Cultural Anthropology. A Contemporary Perspective*. Holt, Rinehart & Winston.

Levinson, Stephen C.

1996 Frames of Reference and Molyneaux's question: Cross-linguistic Evidence. S. 109–169 in: Bloom, Paul, Peterson, Mary, Nadel, Lynn und Garrett, Merrill (Hg.), *Language and Space*. Cambridge, Mass.

Lynch, John.

1998 *Pacific Languages. An Introduction*. Honolulu.

Lyons, John

1995 *Introduction to theoretical linguistics*. Cambridge.

Malinowski, Bronislaw

1916 Baloma; the Spirits of the Dead in the Trobriand Islands. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 46: 353–430.

1920 Classificatory particles in the language of Kiriwina. In: *Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution*, vol. I, part IV: 33–78.

1935 *Coral Gardens and Their Magic. Volume I: A Study of the Methods of Tilling the Soil and the Agricultural Rites in the Trobriand Islands. Volume II: The Language of Magic and Gardening*. London.

Martin, Samuel E.

1964 Speech levels in Japan and Korea. S. 407–415 in: Hymes, Dell, (Hg.), *Language in Culture and Society. A Reader in Linguistics and Anthropology*. New York.

Pawley, Andrew

1992 Kalam Pandanus language: An old New Guinea experiment in language engineering. S. 313–334 in: Dutton, Tom, Ross, Malcolm und Tryon, Darryll, (Hg.), *The Language Game: Papers in Memory of Donald C. Laycock*. Canberra.

Payne, Thomas E.

1997 *Describing Morphosyntax: A Guide for Field Linguistics*. Cambridge

Pederson, Eric, Danziger, Eve, Wilkins, David, Levinson, Stephen C., Kita, S. und Senft, Gunter

1998 Semantic Typology and Spatial Conceptualization. In: *Language* 74: 557–589.

Pullum, Geoffrey K.

1991 *The Great Eskimo Vocabulary Hoax and Other Irrelevant Essays on the Study of Language*. Chicago.

Schieffelin, Bambi B. und Ochs, Elinor

1986 Language socialization. In: *Annual Review of Anthropology* 15: 163–191.

Senft, Gunter

1985 Klassifikationspartikel im Kilivila – Glossen zu ihrer morphologischen Rolle, ihrem Inventar und ihrer Funktion in Satz und Diskurs. In: *Linguistische Berichte* 99: 373–393.

- 1986 Kilivila – the Language of the Trobriand Islanders. Berlin.
1996 Classificatory Particles in Kilivila. New York
1997 Magical Conversation on the Trobriand Islands. In: *Anthropos* 92: 369–391.
1998 Body and Mind in the Trobriand Islands. In: *Ethos* 26: 73–104.
2001 Frames of Spatial Reference in Kilivila. In: *Studies in Language* 25: 445–479.
- Silverstein, Michael
1973 Linguistik und Anthropologie. S. 193–210 in: Bartsch, Renate und Vennemann, Theo, (Hg.), *Linguistik und Nachbarwissenschaften*. Kronberg.
- Wassmann, Jürg
1982 *Der Gesang an den fliegenden Hund. Untersuchungen zu den totemistischen Gesängen und geheimen Namen des Dorfes Kandingei am Mittelsepik (Papua New Guinea) anhand der kirugu-Knotenschnüre*. Basel.
1993 When actions speak louder than words: The classification of food among the Yupno of Papua New Guinea. In: *Quarterly Newsletter of the Laboratory of Comparative Human Cognition* 15: 30–40.
- Westermann, Dietrich
1943 Beziehungen zwischen Völkerkunde und Sprachforschung dargelegt am Wörterbuch der Ewe-Sprache, in: *Beiträge zur Kolonialforschung: Tagungsband I*.